

(Nachdruck verboten.)

56]

Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Petes Lachen hallte über den leeren Marktplatz. Also der Gafennelster hatte nichts gesehen. Pete holte tief Atem. Er ging längs des Gafens hin bis zur Brücke und kehrte dann zurück durch die Stadt. Er hatte wieder vergessen, daß er barhäuptig war und ging mit großen Schritten und der Miene eines Mannes, dem nichts Ungewöhnliches begegnet ist, die Parlamentsstraße hinab. An jeder Ecke der Seitengäßchen standen Leute in Gruppen beisammen. Sie zischelten eifrig mit einander, wie Frauen pflegen, wenn sie über Geheimnisse sprechen, und waren so vertieft, daß sie es gar nicht bemerkten, als Pete an ihnen vorüberging. Er hörte jedoch Brocken ihrer Unterhaltung.

„Der Schurke,“ sagte die eine.

„Hat den alten Mann ganz zu Grunde gerichtet,“ die andre.

„Wieder Noß Christian,“ dachte Pete. Doch ein wichtigeres Geheimnis machte alles andre bedeutungslos. Er vernahm jedoch noch mehr im Vorübergehen.

„Es geschieht ihr übrigens recht; ihr mag geschehen, was da will, sie wußte, was an ihm war.“

„Und das Kind zu verlassen — das herzlose Geschöpf!“

Die scharfen Stimmen der Weiber trafen Pete wie ein greller Blitz und weckten ihn aus der dumpfen Betäubung.

„Scht, Nachbarin, da geht ihr Mann,“ sagte jemand.

Es entstand ein Geräusch wie das Plätschern zurückfließender Wellen; eine der Gruppen hatte sich zu einem Halbkreis aufgelöst und alle Augen waren auf ihn gerichtet, wie er die Straße entlang schritt. Er nickte freundlich nach beiden Seiten, warf den bloßen Kopf zurück und schleppte sich mühselig weiter. Dabei preßte er die Zähne fest aufeinander und sein Atem ging rasch und hörbar.

„Ich weiß wohl, was sie meinen,“ murmelte er.

Vor seinem eignen Hause fand er ebenfalls einen Haufen Menschen. Ein gesatteltes Pferd stand an den Thorpfosten gebunden, mit den Zügeln über dem Kopf, in Dampf gehüllt da. Es war Molly, die Mähre Cäsars. Alle sahen nach dem Hause hin, und niemand gewahrte Pete, der von hinten her ankam.

„Der schwarze Tom meint, es sei kein Zweifel,“ sagte eine Frau.

„Mit dem jungen Ballawhaine fort, wie?“ fragte ein Mann.

„Das leichtfertige Ding — welche Schande!“ rief eine andre Frau.

Pete machte sich mit beiden Armen gewaltsam Bahn; er lächelte und nickte wie wütend nach beiden Seiten.

„Mit Erlaubnis, Madam. Mit Erlaubnis!“

Als er so vorwärts drängte, hörte er hinter sich Stimmen. „Der arme Mann, er weiß es noch nicht. Es thut einem ordentlich weh, ihn zu sehen.“

Die Hausthür war offen. Auf der Schwelle zur Stube stand ein junger Mann mit langen Haaren und einem großen Notizbuch. Er stellte allerlei Fragen. „Zuletzt um sieben Uhr gesehen. Mit dem Kinde allein geblieben. Der Mann war aus, bei dem Festzug. Nun — und was weiter?“

Nancy Zoe, das Kind auf dem Schoß, antwortete widerwillig vom Stuhl am Feuer aus und Cäsar lehnte mit gesenktem Kopf an dem Kaminsims.

Pete begriff die Lage der Dinge auf den ersten Blick. Er legte seine schwere Hand auf die Schulter des jungen Mannes und drehte ihn wie einen Kreisler herum.

„Was geht hier vor?“ fragte er.

Der junge Mann stotterte etwas. „Bedauere, mich einzu- drängen — Kapitän Quilliams Mißgeschick . . .“

„Welches Mißgeschick?“ fragte Pete.

„Muß ich es sagen . . . das bedauerliche . . . ich meine das betrübende . . . in Wahrheit das höchst geheimnisvolle Verschwinden . . .“

„Verschwinden?“ fragte Pete mit verwunderter Miene.

„Wäre es möglich, Herr, daß Sie nicht einmal wüßten . . .“

„Was denn? Ihre Zunge geht wie eine Kartoffel in der Uhrtasche — heraus damit, Mann!“

„Ihre Frau, Kapitän . . .“

„Was? meine Frau . . . ver . . . Was? Darum der Lärm? Meine Frau geheimnisvoll verschwun . . . Du meine Güte?“

Pete brach in ein schallendes Gelächter aus. Er schrie, er brüllte, hielt sich die Seiten, krümmte sich, fuhr auf und nieder, sank zuletzt in einen Stuhl, warf den Kopf zurück, streckte die Beine lang aus und schüttelte sich, bis das Gans selbst zu zittern schien.

„Nun, das ist gut! Das ist stark! Das übertrifft alles!“ rief er.

Das Kind auf Nancy's Knieen wachte auf und vereinigte sein dünnes Gepiepe mit Petes fürchterlichem Waf. Cäsar sperrte den Mund weit auf; der junge Mann aber zog sich, ganz blaß und erschrocken, mit vielen Kratzfüßen nach der Thür zurück und sagte:

„Dann ist es vielleicht trotz allem nicht wahr, Kapitän?“

„Natürlich nicht,“ rief Pete.

„Vielleicht wissen Sie, wohin sie gegangen ist?“

„Versteht sich. Ich habe sie ja selbst fortgeschickt.“

„Wirklich?“ fragte Cäsar.

„Ja, das hab' ich gethan; mit dem Nachtschiff ist sie fort nach England.“

„Wahrhaftig, Mann?“ fragte Cäsar.

„Der Doktor verordnete es ja. Sie haben es selber mit angehört, Großvater.“

„Ja wohl, das ist wahr,“ bestätigte Cäsar.

Der junge Mann klappte sein Notizbuch zu und versuchte sich durch die Weiberschar zu drängen, die sich inzwischen in der Vorhalle angesammelt hatte. „Natürlich, wenn Sie das sagen, Kapitän Quilliam . . .“ murmelte er.

„Ich sage es, ja!“ schrie Pete und der Reporter verschwand.

Mitten aus der bleichen Menge, die den Reporter verschlungen hatte, vernahm man jetzt zwei Stimmen: „Ich bin wahrhaft froh, daß es eine Lüge ist, was man sich von ihr erzählt hat,“ jagte die erste.

„Natürlich sind Sie froh, Frau Kinnish,“ rief Pete.

„Ich hätte so etwas von einer Mutter nicht glauben können, obwohl ich wußte, daß das Kind mit der Flasche aufgezogen wird . . .“

„Wie sollten Sie's auch glauben, Frau Kewley,“ erwiderte Pete.

Dabei war er näher herantreten und warf ihnen die Thür vor der Nase zu. Nachdem die Fremden ausgeschlossen waren, fragte Cäsar vorsichtig:

„War das Ihr Ernst, Peter?“

„Molly dampft draußen am Thore wie 'ne Braukufe, Vater,“ jagte Pete.

„Sie wissen aber noch nicht alles, Peter. Hören Sie mich jetzt an. Es ist meine Pflicht, es Ihnen zu sagen. Als Sie in Kimberley waren, hat dieser Noß Christian dem Mädchen schrecklich nachgestellt.“

„Das Pferd wird sich erkälten, wenn es so lange nicht in den Stall kommt,“ sagte Pete.

„Ich hab' es ihm selber verwiesen und er hat mir dafür einen Schlag auf die Stirn verjett — da, über den Schläfen sehen Sie noch die Narbe; ich werde sie mit ins Grab nehmen.“

„Noß Christian, Noß Christian!“ murmelte Pete ungeduldig.

„Der Herr hielt in Gnaden meine Hand zurück, und ich bezähmte mich. Zum Glück war Mr. Philipp an jenem Abend da . . . Ich bin nicht für Gewalt, nein; „Widerstrebt nicht dem Uebel“ heißt es — Mr. Philipp aber hat meine Sache gegen den Leichtfertigen ausgefochten — er züchtigte ihn, und . . .“

„Hol' der Henker den Kerl!“ schrie Pete aufspringend.

„Was geht er mich an oder mein Weib?“

So abgefertigt kehrte Cäsar ärgerlich und unbefriedigt nach Hause zurück. Als alle fort waren und die lange Spannung wich, riß Pete das winselnde Kind aus Nancy's Armen; er küßte es und seine Thränen flossen.

„Sieh mir den Schatz!“ rief er mit heiferer Stimme, setzte sich auf den Stuhl vor das Feuer und wiegte sich mit dem Kind auf den Knien hin und her. „Wenn ich jetzt nicht etwas Unschuldiges hätte, an das ich mich klammern könnte, so würde ich wahnsinnig werden, das weiß ich gewiß! O, Kathrinchen, mein Kathrinchen, mein Schatz, mein kleiner, süßer Schatz!“

In später Nacht, nachdem Nancy so lange gebrummt und gejammert hatte, bis sie an der Seite des Kindes einschlief, stand Pete vom Sofa im Besuchszimmer auf und stahl sich noch einmal aus dem Hause fort.

„Sie kann mit der Frühflut ans Ufer kommen,“ sagte er sich, „und geschieht das, so mache ich mir nichts aus der Süge. Gott verzeihe es mir! — Worauf kommt es dann überhaupt noch an? Gott stehe mir bei!“ —

Trat aber der Fall nicht ein, so wollte er an seiner Geschichte festhalten, damit sie als rechtschaffenes Weib zurückkehren könne, wo sie auch gewesen sein möchte.

„Und sie wird brav geblieben sein,“ dachte er. „Ja, das wird sie, trotz all der schmutzigen Zungen — so gewiß unser Herrgott im Himmel ist.“

Der Hund trabte vor ihm her, als er den Weg nach Vallure hinauf einschlug.

XIX.

Philipp hatte beim Nachtessen nur wenig genossen. Er stockerte an einem Hühnerflügel herum und saß in Gedanken vertieft oder zerstreut und ruhelos da, wie ein Mann, der nach Fassung ringt. Zuweilen lauschte er auf einen Schritt, eine Stimme; dann lachte er vor sich hin und beruhigte sich wieder.

Tante Nan erklärte sich seine Unruhe aus der natürlichen Aufregung über die Ergebnisse des großen Tages. Sie legte die besten Bissen auf den Teller und plauderte in einem fort beim Licht der Lampe.

Es war so hübsch von Dir, Philipp, mitten in Deinem Erfolg an Pete zu denken. Er ist wirklich eine treue Seele. Es würde ihm das Herz brechen, wenn Du ihn vernachlässigtest. Er ist einfältig wie ein Kind, und natürlich ganz ungebildet, aber . . .“

„Jeder, der Pete zum Freunde hat, darf sich's zur Ehre rechnen, Tante . . .“

„Zum Freunde, ja, doch erlaube — nicht gerade zum Gefährten . . .“

„Seine Einfalt stammt aus einer Natur, die zu groß für Kleinliche Dinge ist.“

„Der gute Mensch! Er ist nicht im geringsten eifersüchtig auf Dich, Philipp.“

„Solche Gefühle sind unter seiner Würde, Tante.“

„Uebrigens ist er Dein leiblicher Vetter, Philipp. Das läßt sich nicht leugnen. Auch in ihm fließt das Blut der Christians.“

Das Gespräch nahm jetzt eine andre Wendung. Tante Nan ging auf den andren Peter über, den Onkel Peter Christian von Ballawhaine. Es war für den großen Mann ein Tag der Demütigung. Der Sohn, den er bis zur Narrheit geliebt, war in Schmach und Schande geraten. Sie konnte es nicht hindern, wie sehr sie auch dagegen ankämpfte, der Trieb war zu mächtig — im Innersten ihres Herzens freute sich die zärtliche kleine Seele darüber.

„Es ist ein Jammer,“ seufzte sie, „und so rührend zugleich, wenn ein Vater — wie selbstjisch er auch immer gewesen ist — durch die Liebe zu einem undankbaren Sohne zu Grunde gerichtet wird. Er dauert mich wahrhaftig. Aber schon vor sechs Jahren habe ich ihn gewarnt. Du kannst es mir bezeugen.“

Philipp's Gedanken waren weit fort. Er sah Pete im Geiste nach Hause kommen, in das verlassene Heim, zur leeren Wiege, ein trostloser Mann mit gebrochenem Herzen.

Sie standen vom Tische auf und gingen in den kleinen Salon, Tante Nan auf Philipps Arm gestützt, stolz und glücklich. Sie trippelte ans Klavier und sang, um ihn ein wenig aufzuheitern, ein altes Lied mit ihrer alten, etwas zitterigen Stimme:

„Das Anduckweibchen, es klagt
Ueber den wandernden Falken,
Er hat ihr zerstückt das warme Nest
Und ihr die Jungen vernichtet.“

Plötzlich stand Philipp wie erstarrt und sagte in heiferem Flüsterton: „War das nicht seine Stimme?“

„Wessen Stimme, liebes Herz?“
„Petes.“

„Wo denn?“

„In der Halle.“

„Ich höre nichts. Doch ich will nachsehen. Nein, Pete ist nicht da. Aber wie blaß Du bist, Philipp? Was fehlt Dir?“

„Nichts,“ sagte Philipp, „ich dachte nur . . .“

„Nimm einen Schluck Wein, oder etwas Brantwein. Du bist übermüdet, kein Wunder, Du mußt heute nacht einen langen, langen Schlaf thun.“

„Ja, ich will sofort zu Bette gehen.“

„So zeitig? Nun, vielleicht ist's das beste. Du bedarfst des Schlafes, man sieht es Dir an den Augen an. Martha! Ist alles im Zimmer des Deemsters fertig? Alles bis auf die Lampe? Trage sie hinauf, Martha. Philipp, willst Du erst etwas Brantwein mit Wasser trinken? Ich werde es Dir in Dein Zimmer stellen, Du könntest es in der Nacht brauchen. Komm, geh' mir voran. Ja, ja, Du mußt. Du darfst nicht sehen, wie alt ich bin, wenn ich die Treppe hinaufgehe. Ach, als ich das erste Mal nach Vallure kam, brauchte ich mich noch nicht am Geländer festzuhalten.“

Als sie den Treppenabsatz oben erreicht hatten, wollte Philipp nach seiner alten Schlafstube gehen, die er von Kindheit an bewohnt hatte; es war die Schlafstube des Vaters seiner Mutter, des alten Kapitäns Billy gewesen.

„Nicht dahin heut nacht, Philipp. Hier ist der Weg. Was sagst Du dazu?“

Sie stieg die Thür des gegenüberliegenden Zimmers auf und die Wärme des dort brennenden Feuers strömte ihnen entgegen.

„Das Zimmer meines Vaters,“ sagte Philipp und trat zurück.

„O, ich hab' es gut gelüftet und es schadet gar nichts, daß es so lange verschlossen gewesen ist. Sieh nur, es ist ganz trocken; man sieht nicht einmal den Hauch vor dem Munde. Komm!“

„Nein, Tante, nicht hier hinein!“

„Fürchtest Du Dich vor Geistern? Hier lebt nur ein einziger Geist, Philipp, die Erinnerung an Deinen teuren Vater und der wird Dir kein Leid anthun.“

„Aber der Ort ist zu heilig. Niemand hat seitdem hier geschlafen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Volksauflauf.

Humoreske von Th. Andersen.

Peter Nielsen ist mein Schulkamerad, der lustigste Spatzvogel, den man sich denken kann, und mit einem wunderbaren Geschick begabt, ohne Schaden für sich selbst die tollsten Streiche auszuführen.

Vor kurzem traf ich ihn auf der Straße, da sagte er zu mir: „Ich wette eine halbe Flasche Portwein, daß ich in fünf Minuten hier einen größeren Straßenauflauf zu stande bringe, ohne mich vom Fleck zu rühren.“

Ich wollte mich aus seiner gefährlichen Nähe entfernen, aber er hielt mich am Arm fest. „Ne, ne, bleib' nur ruhig stehen und sieh' Dir einmal das Dach von dem Haus da an.“

Ich folgte der Richtung seines Blickes, konnte aber nichts Besondere entdecken.

„Ne, da ist auch gar nichts zu sehen, aber sieh' trotzdem genau hin.“ Und so standen wir beide und starrten auf das Dach, wo nichts zu sehen war.

Augenblicklich stellte sich ein kleiner Malerlehrling neben uns auf, um zu sehen, was wir so aufmerksam betrachteten. Dann kam eine alte Frau und fragte den Jungen, was es gäbe. „Nur ein Vogel, der soeben weggeflogen ist,“ erklärte dieser.

Die Frau strengte sich an, um den Vogel noch zu entdecken; aber ein Schlächtergeiße, der die Antwort des kleinen Malerlehrlings gehört hatte, bemerkte recht vernünftig: „Wenn der Vogel weg ist, giebis ja auch nichts mehr zu sehen!“ und ging seiner Wege.

Doch gelang es ihm nicht, Peter Nielsens Anlauf im Keim zu ersticken. Eine junge Dame trat auf die alte Frau zu und fragte, was dem eigentlich los sei. „Ein Vogel soll weggeflogen sein, aber wahrscheinlich hat ihn jemand da oben im Hause gefangen“, erklärte die Alte.

Die junge Dame blieb ebenfalls stehen, und mit ihr zwei Straßenjungen, die diese Erklärung mit angehört hatten. Und gleichzeitig kamen von der andern Seite drei Herren, die zu fern waren, um zu fragen; sie blieben nur stehen, sahen sich das Dach des Hauses an und sahen eben so viel wie wir andern alle.

Und immer mehr Leute kamen hinzu und richteten gespannte Blicke auf das Dach des Hauses. In Lauf von zwei Minuten hatten sich zweihundert Menschen versammelt. Glücklicherweise war

kein Polizist in der Nähe; sie sind bekanntlich selten zur Stelle, wo es einen Straßenaufstand giebt.

„Was ist denn los?“ fragte man.

„Ach, es hat bloß einer einen Vogel gestohlen und ist damit hier ins Haus gelaufen,“ erwiderte der Straßenjunge, der seine Weisheit von der alten Frau bezogen hatte.

„Was sagt er da?“ fragte ein Mann, der die Erklärung des Jungen nicht verstanden hatte.

„Ein Dieb, der sich hier oben im Haus versteckt hat“, war die Antwort.

Die Volksmenge war jetzt sehr groß geworden; die Wagen konnten kaum noch auf dem Fahrdamm durchkommen. Die Leute, die oben im Hause wohnten und vom Fenster aus das Menschengedränge sahen, kamen auf die Straße herab, um zu hören, was es eigentlich gäbe.

„Es ist doch merkwürdig, daß gar keine Polizei zu sehen ist!“

„Bleib Du hier, Thorwald,“ sagt ein stark gebauter, junger Mann, ein Obsthändler, zu seinem Begleiter, „ich will mal hinaufsteigen und sehen, was es giebt!“ Er schiebt seinen Hut in den Nacken und geht in das Haus.

Die Straße ist jetzt schwarz von Menschen, und es sind doch kaum zehn Minuten, seit der Andrang begonnen hat; Leute jeden Alters und Standes: Schulkinder, Lehrlinge, Soldaten, Studenten, Jünglinge, Jungfrauen; nur an Polizisten fehlt es. Plötzlich ertönt ein hundertstimmiger Ruf aus der Menge: „Da ist er!“ Und der Obsthändler lehnt sich mit dem halben Oberkörper aus der Bodenseite im Dach und ruft herunter: „Du, Thorwald! Sie haben mich hier eingeschlossen. Kommt Du mir nicht schnell einen Schlosser besorgen?“ Aber Thorwald versteckt sich in der Menge und thut, als habe er nichts gehört.

Nun hatten alle den Dieb gesehen. „Mein Anschlag ist über Erwartung gelungen“, raunt mir mein Freund Peter Nielsen zu. „Ich habe meine Flasche Portwein gewonnen.“

Mittlerweile war der Obsthändler wieder von der Bodenseite verschwunden. „Kommt es Euch nicht auch so vor, als ob es hier rauchte?“ ruft einer, und augenblicklich wollen schon viele andre den Rauchgeruch ebenfalls bemerkt haben. „Er steckt das Haus in Brand!“ „Laßt die Polizei holen!“ „Die Feuerwehr muß her!“ Ein Teil läuft davon, um die Polizei zu holen, ein anderer, um den Feuerlärm in der Stadt zu verbreiten.

„Meinst Du nun nicht, daß es besser wäre, zu gehen, ehe die Spritzen und die Polizei kommen?“ fragte ich meinen Freund Peter Nielsen. Aber er meint, wir sollten ruhig dableiben und sehen, was daraus würde.

Nach rechts und links standen die Leute in dichten Reihen. Ein Straßemissionar war auf einen Felsstein geklettert und sang an, von hier aus der versammelten Gemeinde eine Predigt zu halten, aber niemand hörte auf ihn.

Jetzt kam Leben in die Menge. Drei Polizisten näherten sich. Zwei drangen ins gefährdete Haus ein, der dritte stellte sich an den Eingang. Im selben Augenblick steckte der eingeschlossene Obsthändler den Kopf wieder zur Dachseite heraus und blidte zornig über die wogende Volksmasse hin; er machte den Versuch, aufs Dach zu kriechen, aber es glückte nicht, und die Leute, die die Polizei hatten ins Haus gehen sehen, konnten den Augenblick kaum erwarten, wo er gefaßt würde.

Der Berichtstatter einer Zeitung stand dicht neben uns, und zehn, zwanzig Menschen redeten auf ihn ein, um ihm die Sachlage zu erklären. Er machte sich Notizen in sein Buch und rieb sich dazwischen die Hände. „Eine gute Geschichte,“ sagte er, „eine brauchbare Geschichte, — die wird Skandal machen.“

„Siehst Du,“ flüsterte Peter Nielsen mir zu, „da hast Du einen, der durch meinen Aufruf noch Geld verdient.“

Jetzt kam von neuem Leben in die Menge. Die beiden Polizisten führten, gefolgt von ein paar hundert Menschen, den sich heftig sträubenden Obsthändler auf die Wache.

„Das war ein großartiger Aufruf,“ sagte Peter Nielsen, „er übertraf meine kühnsten Erwartungen! Wir wollen jetzt nach Hause gehen und eine halbe Flasche Wein trinken!“

Gerade als die Volksmenge im Begriff war, die Polizei mit dem unschuldigen Obsthändler auf die Wache zu begleiten, erschien auch die erste Feuerpritze auf dem Schauplatz. —

Kleines Aeuileton.

Junmer unzufrieden! Seit 5 Uhr war sie auf und war doch erst um 2 Uhr zu Bett gegangen. Ein müder Zug lag auf ihrem Gesicht, das vor der Zeit weiß geworden war. Jetzt huschte trotzdem ein Lächeln darüber hin, während sie ein stattliches Silberbrett abstaubte, auf dem billige Volksausgaben der verschiedensten gelehrten Werke standen. Und dann: das Bild des alten Goethe, ein Fernes und eine Venus. Dort an der Wand einige Dreimark-Notierungen von Böcklin: die Toteninsel und die Feueranbeter.

Art läßt nicht von Art; das steht so in ihm seit Generationen. Diese Freude am Wissen, dieser Drang nach Licht! Schade, daß er nicht studieren kann!

Ob's gar nicht geht? Sie seufzte und ging mit einem letzten Blick auf diese kleinen Heiligthümer aus dem Zimmerchen ihres Sohnes, das einseitig war und die Aussicht auf eine hohe Wadstein-

mauer bot. Ach, diese Wadsteinmauer, wie sie die hatte, die ihr den Ausblick in einen alten Garten verpererte.

Sie ging in die Küche, ordnete ein einfaches Mahl für den Mittag, das der heimkehrende Sohn allein verzehren mußte, weil sie erst um sieben heimkam, und ging dann fort.

Seit dem Tode ihres Mannes war sie Privatsekretärin bei einem reichen Herrn, der ihre Diskretion und ihre Sprachkenntnisse nicht allzu hoch bezahlte. Die Zeit, die ihr noch blieb, verwandte sie zu schriftstellerischen Arbeiten. Da sie sich von den andern Hausbewohnern absetzte nach Art von Leuten, die innerlich wund sind und das Mitleid der andren scheuen, hielt man sie allgemein für hochmütig.

Ihr Haar war längst grau von Sorgen und Kummer, und die Not hatte mit unbarmherziger Hand Sorgenrunnen auf ihrem Gesicht eingegraben, so daß sie weit älter erschien, als sie war. Nur die Figur hatte noch etwas Mädchenhaftes, Schlanke geblieben. Gewöhnlich ging sie mit leichten, elastischen Schritten den Weg durch die lärmerfüllte Friedrichstraße, heut' hatte ihr Gang etwas Müdes. Kein Wunder! Die Wäsche hatte sie ganz allein besorgt, dann noch die Abkriest einer längeren Arbeit.

„Na, Frau Doktorchen, Sie schleichen ja man nur so, was ist Ihnen denn? Ich denke, bald müßten Sie doch nun aus allen Sorgen heraus sein mit ihrer guten Stelle!“

Gerade an dem Eingang zur Markthalle trafen diese Worte ihr Ohr.

„Gehen Sie man voraus, Grete,“ fuhr die Sprecherin fort, „und schütteln sie die Erdbeeren nicht so, und nehmen sie an der Erde beim Bäcker noch den Altdeutschen mit.“

Und wieder zu der andren gewandt: „Na nun, sagen Sie mal, was machen Sie denn,“ pustete die rundliche Frau Rechtsanwältin weiter: „sagen Sie nur, wie nett Sie mal wieder aussehen, fast chiel und wie fangen Sie es nur an . . . immer so schlank! Wenn ich doch auch so schlank wäre, wie Sie Doktorchen! Aber warum schleichen Sie denn heute so?“

„Ich bin heute außergewöhnlich müde, Frau Mat!“

„Müde? Aber mein Gott, wovon denn? Sie leben so still vor sich hin, frei von den lästigen gesellschaftlichen Verpflichtungen, kein Besucher stört Sie und dann arbeiten Sie doch im Eigen! Mich wundert, daß Sie das müde macht! Denken Sie doch mal an die armen Ladenmädels, wie die zu bedauern sind, die müssen den ganzen Tag stehen! Und Sie können sitzen! Und trotz dieser sitzenden Lebensweise sind Sie so schlank geblieben! Hätt' ich das Rezept!“

„Arbeit und Sorgen,“ sagte die andre wehmütig lächelnd, „sind brillante Mittel, um schlank zu bleiben.“

„Ach gehen Sie doch mit Ihren schlechten Scharzen! So ein bißchen unzufrieden sein, das liegt, glaub' ich, in Ihnen, was? Neberlegen Sie nur mal ernstlich, was fehlt Ihnen denn eigentlich? Ihr Junge, der's gar nicht braucht, dem fliegt alles nur so zu! Mein Edgar erzählte mir gestern, er hat schon wieder eine Prämie bekommen! Es ist halt alles am falschen Fleck! Sie, die nie mehr in Gesellschaft zu gehen brauchen, haben eine Figur wie eine Achtzehnjährige, und Ihr Junge, dem's zu nichts nützt, dem macht das Lernen keine Last, und Edgar, der doch Jura studieren soll, dem fällt's so schwer! Wenn man das so bedenkt . . .“

„Ja, Sie mögen Recht haben, Frau Mat.“

„Richt wahr? Nun leben Sie mir recht wohl, raffen Sie sich recht zusammen, liebste Fran. Manch' armer Witwe geht's nicht so gut wie Ihnen! Denken Sie nur immer: ich arbeite im Eigen. Ja, ja: Zufriedenheit, Zufriedenheit — da liegt das wahre Glück!“ Die wohlgenährte Frau Mat winkte sich eine Droschke herbei. Die schlante Witwe ging weiter.

Auf der teppichbelegten Treppe des Hauses ihres Vrologers stieß sie auf eine Jugendfreundin, die dort im ersten Stock wohnt. Auch dieser fällt ihr müder Gang auf.

„Nun, Cläre, was ist Dir denn, am frühen Morgen schon so müde?“

„Ich bin heute sehr früh aufgestanden, denn ich wollte meine Wäsche noch beiseite bringen, ehe ich hierher ging.“

„Ja siehst Du, es ist doch ein rechtes Glück, daß Du gezwungen bist, Deine Hausarbeit allein zu machen! Sicher würdest Du bei Deiner sitzenden Lebensweise eine Fettleber bekommen, wenn dies Gegengewicht nicht wäre! Laß Dich doch mal sehen, Cläre! Das heißt nicht in dieser Woche, da haben wir Logierbesuch. Ach, ich sage Dir, das ist eine Last und Qual bei den unzuverlässigen Dienstboten! Und in der nächsten Woche, da ist dann das Neuen und die Segelpartie. Na, ich schreib Dir schon mal, wenn ich allein bin. Leb wohl Cläre und Kopf hoch! Unzufriedenheit, damit macht man's nicht!“

Die müde Frau lächelt und geht an ihre Arbeit. Der Herr Prinzipal schellt. Sie geht eilig in das Privatzimmer ihres Herrn.

„Beste Frau Doktor, Sie sehen ja mal wieder so bleich und abgepannt aus! Ich hab' Ihnen doch schon oft gesagt, arbeiten Sie nicht noch so viel, wenn die Bureaustunden vorbei sind, das rächt sich nachher an Ihrer Gesundheit und an Ihren Leistungen. Abgesehen davon, daß es wirklich nicht angenehm ist, ein so abgearbeitetes und scheinbar unzufriedenes Gesicht vor sich zu sehen! Sie müssen das doch begreifen, nicht wahr?“ —

L. G.

— **Abnahme des Moorbrennens.** Nach Mitteilung der „Gann. Land- und Forstwirtschaftlichen Zeitung“ ist das Moorbrennen immer mehr in der Abnahme begriffen. Im Jahre 1901 wurden in der

Provinz Hannover noch 6554 Moor-Brennscheine ausgegeben für eine Moorfläche von 7564,87 Hektar. Außerdem sind durch 62 infolge Fahrlässigkeit oder aus andern Ursachen vorgekommenen Moorbränden 3645 Hektar Moorfläche abgebrannt. Auffallend groß sei leider noch immer die Fläche des gegen den Willen der Besitzer abbrechenden Moores, besonders treffe dieses zu für den Regierungsbezirk Stade. Die größte Fläche weist der Regierungsbezirk Osnabrück auf mit 4739,39 Hektar, davon 113 Hektar ohne Brennscheine abgebrannten Moores; dann folgt der Regierungsbezirk Stade mit 3751,01 Hektar, wovon freilich nur 778,71 Hektar auf Grund eines Brennscheines abgebrannt sind. Der Regierungsbezirk Aurich weist noch 2042 Hektar abgebrannte Moorfläche im Jahre 1901 auf, doch ist hier die ohne Brennscheine abgebrannte Fläche sehr gering, ebenso wie in den Regierungsbezirken Lüneburg mit nur 477 Hektar und Hannover mit nur 100,79 Hektar abgebrannter Moorfläche. —

Litterarisches.

—ng. „Junfer und Fröhner.“ Tragödie in drei Akten von Wilhelm v. Polenz. Berlin, Fontane u. Co. — In dieser „Dorftragödie“ handelt es sich um den Konflikt vom Junferrecht und bäuerlichen Fron- und Untertanenpflicht. Bei sorgfältiger Herausarbeitung der grundsätzlichen, feindlichen Gegenströmungen könnte aus solchen Stoffe sich wohl eine bedeutende dramatische Katastrophe gewinnen lassen. Hier aber sind es mehr oder minder gelegentliche Erscheinungen, welche zwar mit dem allgemeinen Thema in Zusammenhang, nicht aber unter sich organisch verbunden sind. Der Justitarius der Freierlich von Hahnichen Gerichte, Senapio, ist ein intriganter Schuft, der das Recht zu Gunsten seiner Herrschaft beugt, die Bauern schröpft und so zur Hauptursache der Unzufriedenheit im Dorfe wird. Somit ist — da die Quelle der Konflikte natürlich in den junferlichen Privilegien liegt — die Frage aus dem Typischen ins Persönlich-Zufällige verschoben. Verstärkt wird die Unklarheit durch den jungen Freier selbst, der uns wiederholt als liberaler Mann vorgestellt wird und sich leider auch allzusehr als solcher bewährt: er redet, aber er thut nichts. Die Dinge bleiben just so grob wie bei seinen Ahnen. Der junge Christian Roack, sein bäuerlicher Gegenspieler, hilft ebenfalls dazu, die aufsteigenden Konflikte zu unterdrücken, statt sie anzutragen. Erst als in Abwesenheit ihres Mannes die vom Uebermut geplagte, herrische „Gnädige“ mit ihren Kavaliern in Roacks prächtig stehender Kornsaat die Pferde tummelt, steigt diesem ein Zweifel an herrschaftliche Liberalität zu Kopf. Der Vorgang zündet; provozierende Maßnahmen Senapios steigern die Erregung zum Tumult; Christian wird (unverständlicher Weise) auf Befehl des Freierherrn verhaftet; Senapio will ihn entlassen und schlagen lassen; der zu besinnungsloser Wut Gequälte reißt sich los und erschlägt den Justitiar. Christian's Hausgenosse, Barthel Roack, ein auffässiger Geselle, wird irtümlich erschossen, — woraus in Verbindung mit dem Tode Senapios die Moral hervorzugehen scheint: Der Junfer sorge für Gerechtigkeit, der Fröhner lasse sich nicht verbeugen.

Vom Anfang bis zur Katastrophe führen nur schwache Fäden, und diese sind allgemeiner Natur. Der immer wieder anklingende Erbstreit zwischen den Hahn und Roacks, der fast den ganzen ersten Akt füllt, ist in keiner Weise entscheidend. So interessant das Thema und einige der vorgeführten Szenen sind: der Mangel an dramatischer Geschlossenheit, logischer Entwicklung und tieferer Psychologie, ferner die umständliche, altertümliche Sprache lassen es beim Lesen zu keiner nachhaltigen Wirkung kommen. —

Aus dem Tierleben.

— Die Obstmade. Wohl jeder Obstzüchter weiß ein Liedchen zu singen von den Schädigungen, welche ihm dadurch entstehen, daß Jahr für Jahr eine Menge wurmförmiger Früchte frühzeitig von den Bäumen fallen und die Ernte verringern. Der Schädling, welcher das Abfallen des Obstes verursacht, ist die Obstmade, die Raupe eines kleinen Schmetterlings, des Apfelwidlers (*Carpocapsa pomonana*). Die Früchte fallen schon mientwidelt von den Bäumen oder entwickeln sich zur vollen Größe, reifen früher als die gewöhnlichen und fallen dann ab. Das Fallobst hat für den Handel gar keinen Wert mehr, es kann nur als Viehfutter oder manchmal noch im eignen Haushalt zu Kompotts u. dgl. Verwendung finden. Je nach der Zahl des Fallobstes ist der Schaden, welchen der Obstzüchter erleidet, verschieden stark, er kann aber oft einen sehr großen Teil der Ernte umfassen. Der kleine Schmetterling schwärmt Ende Mai und Anfang Juni besonders in der Dunkelheit, am Tage hält er sich in Schlupfwinkeln auf. Das weibliche Insekt legt bis 150 Eier einzeln an die jungen Früchte. Nach einer Woche schlüpfen die jungen Raupen aus und bohren sich häufig von dem vertrockneten Stiel aus oder auch von der Seite in das Innere der Frucht ein. Diese leider unter dem Parasiten häufig so, daß sie in der Entwicklung gehemmt wird und bald abfällt. Der Schädling sucht dann eine andre Frucht auf und legt hier sein Zerstörungswerk fort. Andre Früchte gedeihen aber zunächst weiter, reifen bald und fallen nun ebenfalls zu Boden. Die Raupe frißt mit Vorliebe die Obstkerne. Hat sie in einer Frucht das ihr zuzugende Futter erschöpft, so verläßt sie ihre Wohnung und bohrt sich in eine neue Frucht ein. Man findet an Obstbäumen nicht gar selten zwei Früchte, die eng zusammenhängen und mit Gespinnst verbunden sind. Trennt man die Früchte, so entdeckt man, daß ein Wurmlarve aus der einen Frucht in die andre hinüberfährt. Hier hindurch

nahm eine Obstmade ihren Weg. Verläßt ein Tier seine Frucht, um eine neue aufzusuchen, so schließt es häufig durch etwas Gespinnst seine Ausschlußöffnung oder klebt mit Gespinnstfäden wohl auch ein Blatt auf die Oeffnung fest. Sind die wurmförmigen reifen Früchte zu Boden gefallen, so suchen die jetzt ausgebildeten Raupen einen Weg nach außen und klettern an dem Stamm eines Obstbaumes empor. Hier suchen sie sich unter einem Stüchken Borke einen Unterschlupf und spinnen sich ein. In diesem Versteck überwintern sie dann auch, ohne sich zu verpuppen. Erst etwa drei Wochen vor der Schwärzzeit im Mai verpuppt sich die Obstmade, um dann bald als Schmetterling auszuschlüpfen und ans Fortpflanzungsgeschäft zu gehen. Der Obstzüchter wird wegen des oft recht beträchtlichen Schadens, welchen die Tiere anrichten, diesen eifrig nachzustellen suchen. Eine Vernichtung der Schmetterlinge durch Fang ist nur schlecht auszuführen und verspricht wenig Erfolg. Man kann aber ohne große Mühe die Obstmaden verfolgen.

Vor allem ist es Pflicht jedes Obstbaumbesizers, täglich das Fallobst aufzusuchen, dieses entweder an das Vieh zu verfüttern oder zu vernichten. Man lege auch von Juni an um jeden Baum einen Streifen von Pappe, der am oberen Rande mit einem Bindfaden fest um den Stamm gebunden wird, am unteren Rande aber offen bleibt. Die Made, die am Stamm hinaufkriecht, um sich einen Platz zum Einpinnen zu suchen, findet unter diesem Schutzdache eine ihr zuzugende Stelle, denn man findet unter diesem Pappstreifen eine ganze Anzahl eingespinnener Raupen, wenn man im Spätherbst diese entfernt. Die gefundenen Raupen werden getötet und sind nun unschädlich gemacht. In neuerer Zeit sind auch sogenannte Obstmadenfallen aus wetterfesten gemellten Pappstreifen konstruiert, die sich vorzüglich bewährt haben und in derselben Weise um den Stamm gelegt werden. Wünschenswert ist jedoch vor allen Dingen, daß der Kampf von jedem Gartenbesitzer, wenn er auch nur einen Obstbaum besitzt, aufgenommen wird, dann wird die Plage merklich nachlassen. Ein Einzelner steht dem Uebel völlig machtlos gegenüber. — (Merthus.)

Humoristisches.

— Moderner Tod in den Alpen. Tourist: „Warum siehst denn da ein Martel, Führer?“
Führer: „Ja, g'nau weiß is net; aber i glaub', 's hat si amal auer da mit Anjichtskarteln z' Tod geschrieben!“
— Zeitgemäß. A.: „Sagen Sie, Herr Direktor, ist der Möll ein bedeutender Dichter?“
Theaterdirektor: „Da müßte ich erst im Kassarapport nachsehen!“
— Der schlechte Wein. Wirtin (leise): „Fünf Mark willst Du dem Fremden für die Flasche Wein rechnen?“
Wirt: „Natürlich . . . ich habe doch mittrinken müssen!“
(„Reggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Hugo Felig' Operette „Rhodope“ wird als nächste Neueinspielung bei Kroll mit Mia Werber in der Titelrolle in Scene gehen. —
— Ein internationales Musik- und Gesangs-fest wird vom 16. bis 18. August in Genf stattfinden. 254 Vereine, darunter 6 deutsche, wirken mit. —
— Ein Preisauschreiben mit einer Gesamt-Preissumme von 25 000 M. hat der Verein der Spiritusfabrikanten in Deutschland für ein Verfahren zur Herstellung von Trockenkartoffeln erlassen. Alles Nähere teilt die Geschäftsstelle des Vereins mit. —
— Ein merkwürdiges Meteorstein. Die „Rösnische Zeitung“ schreibt: Zu Unterkop im Bezirk Gibeon (18,5 Gr. westl. L., 25,5 Gr. südl. Br.) in Deutsch-Südwest-Afrika wurde ein Meteorstein-Block von 100 Kilogramm Gewicht gefunden, von dem ein 61 Kilogramm schweres Stück in das naturhistorische Hofmuseum zu Wien gelangt ist. Dieses Eisen ist unlängst von Fr. Verwerth untersucht worden, wobei sich die unerwartete Thatsache ergab, daß der Block aus vier Stücken besteht und rings vom Rande aus nach innen starke Umwandlungen zeigt, die beweisen, daß das Ganze nach seiner Zusammenfassung einer heftigen Erhitzung ausgesetzt war. Man muß hiernach auf ein kosmisches Ereignis schließen, an dem das in Rede stehende Meteorstein teilnahm und wodurch es eine erhebliche Umänderung seiner ursprünglichen Struktur erlitt. Dieser Vorgang kann sich aber nicht während der Zeit abgespielt haben, als der Meteorit bei seinem Sturz die Erdatmosphäre durchschneit, sondern muß früher eingetreten sein. Vielleicht ist er mit einem andern Meteoriten im Weltraum zusammengefallen, wenigstens ist die Möglichkeit eines solchen Vorganges nicht in Abrede zu stellen. —
— Gefällichte Steinzeitfunde. Aus Baden wird der „Neuen Freien Presse“ berichtet: Der Drechsler Joseph Wühal, der die prähistorischen Weinsamizereien auf dem Hallerriegel bei Baden gefunden haben wollte, hat nunmehr gestanden, daß er die Weinsamizereien selbst angefertigt hat. —
— Der Erfinder der Postkarte, Emanuel Herrmann, Professor der Nationalökonomie an der Technischen Hochschule in Wien, ist gestorben. —